

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 299. Bromberg, den 31. Dezember 1933

Das neue Jahr

Von Hanns Jobst

Der Herrgott sät die Saat der Jahre
Im Gleichschritt seiner Ewigkeit.
Die letzten Astern und die ersten Stare
Sind in dem frommen Wurf bereit.

Die Sonne sinkt, die Sterne steigen.
Ein Kind schlägt seine Augen auf,
Und abertausend Seelen neigen
Zur Erde ihren Lebenslauf.

Es ist das Grosse und das Kleine
In seiner Hand ein gleiches Korn.
Es keimt das Gute und das Reine,
Es wuchert Finsternis und Zorn.

Ein neues Jahr, auf alte Zeiten
Fallen die tausend Möglichkeiten,
Fallen wie Lose dicht und blind.
Wir wollen Wurzeln um uns breiten,
Wir wollen vorwärts, aufwärts streiten,
Dass wir zur Ernte trächtig sind . . .

Ein Blick auf den Kalender.

Von Rudolf Presber.

Ein neues Jahr — ein neuer Kalender. Ein neuer Kalender — neue gute Vorsätze, von einem kleinen Silvester-Kärtchen vielleicht sanft gesteigert. Ohne daß jenes bekannte Pflaster auf dem Weg zur Hölle dadurch um gar so viele Steine bereichert wird.

Zu meiner deutschen Zeitgenossen guten Vorsätzen, die mich sonst nichts angehen, möchte ich ganz bescheiden einen hinzusetzen, an dem sie Freude haben werden, wenn sie die kleine Energie aufbringen, ihn durchzuführen.

Voraussetzung: daß sie sich für billiges Geld einen Kalender anschaffen, auf dem neben Tag und Datum nicht nur die hohen Kirchenfeste oder ein paar der Jahreszeit angepaßte Kochrezepte vermerkt sind, sondern auch die wesentlichen Begebenheiten der Welt- und Kulturgeschichte. Und da möchte ich vorschlagen, daß jeder allmorgentlich, ehe er an sein Tagewerk geht, einen kurzen Blick auf diesen Kalender wirft und auf die ein oder zwei Zeilen der gedruckten Daten und Namen.

Das hinter uns liegende Jahr hat uns die Freude an unserm Vaterland wiedergegeben. Gewiß, wir haben es auch in seiner Erniedrigung, Armut und Wehrlosigkeit geliebt, heiß geliebt. Aber die Geburt neuer Freude daran fällt in das Jahr 1933. Was diese Freude festigen und immer wieder lodern lassen kann, das ist der nicht überhebliche, aber ehrliche und voll begründete Stolz, diesem Land als Sohn, als seinem Schicksal treu verbundener Volksgenosse anzugehören. Und wie ein Gebet fördert, wenn ihr's nur erproben wollt, diesen Stolz so ein Blick frühmorgens auf den Kalender.

Kein Tag — ich wette mit euch —, der euch nicht eine schöne, eine stolze, eine wehmütige Erinnerung bringt; der nicht anregt, in einer Freistunde ein wenig zu forschen, ein wenig nachzudenken über das Leben eines deutschen Volksgenossen, der lange schon in ewiger Ruhe liegt, oder das Blatt einer Chronik zu wenden, die von großen Geschehnissen in unserem Volk redet.

Die Neugier, die Freude — um nicht zu sagen: den Appetit — an diesem Vorschlag zu wecken (ich selbst befolge mein eigenes Rezept mit Nutzen seit Jahren), machen wir die Probe mit den ersten sieben Tagen des neuen Jahres. Ich greife dabei von jedem der sieben Tage absichtlich nur ein Ereignis, einen Namen heraus und lasse das andere, das oft auch noch der Anregung genug bietet, hier außer acht.

Erster Januar (1814) Blüchers Rheinübergang. Die prachtvolle Gestalt des treuen deutschen Soldaten steigt auf, der, als Sohn des kurhessischen Rittmeisters auf bescheidenem Gut bei Rostock geboren, als Fürst von Walstatt und preußischer Generalfeldmarschall, geschmückt mit dem einzigen eisernen großen Kreuz, starb. Der Feind der Diplomatie, der große Sieger, der Draufgänger und gesegnete Gewinner. Schadow hat ihn noch zu seinen Lebzeiten in Rostock im Erzbild aufgestellt, den Husaren aller Husaren — zu Fuß. Damals bestand das Gesetz, daß nur ein Gekrönter zu Pferd verewigt werden darf. So daß der Reitergeneral, der als Bube beim Schwager, dem schwedischen Kammerherrn von Krackwitz auf Rügen, zwar schlecht deutsch und noch schlechter schwedisch schreiben aber so wundervoll reiten lernte, absteigen mußte vom Gaul, um auf den Sockel der Unsterblichkeit zu kommen. So steht der Marschall auch in Stolp und seit 1894 in Caub. Ich habe das herrliche Bildwerk von Schaper mit einweihen dürfen. Es ist eine feuchte Weihe am Rhein gewesen! Am Rostocker Denkmal aber steht der beste, der knappste, der richtigste Spruch, der des Marschalls Leben — lest's nach, gebt's euren Jungen in diesen Tagen der hundertzwanzigsten Wiederkehr der Nacht von Caub in die Hand — prächtig und erschöpfend zusammengefaßt: „In Haaren und Krieg — In Stolz und Sieg — Bewußt und groß — So riß er uns vom Feinde los."

Zweiter Januar: Lavater gestorben. (1821). In meiner Studierstube hängt das Bild eines Knaben mit kühner Nase, großen Augen, gescheiteltem Lockenhaar und etwas betont herzförmigem Mund. Darüber in Handschrift: „Alexander van der Borg", darunter in Handschrift: „lieblich gebildeter Jüngling, voll Licht und Leben und Flugsinn" ... Es ist die Handschrift Lavaters, des Freundes Klopstocks und Gleims, und das Blatt ist ein Originalblatt aus des wunderlich reichbegabten Schweizers Bildwerk „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschen-Kenntnis und Menschenliebe". Des jungen Goethe glühendes Interesse war mit daran schuld, daß die Physiognomik, als deren Gründer und Führer Lavater gilt, große Mode wurde. Und selbst, als der gereifte Minister in Weimar spöttisch im Xenion abtat, was er als junger Frankfurter Doktor einmal verehrt, war Lavater noch trotz seines unsinnigen „Pontius Pilatus"-Romans Tausenden — wer weiß, ob nicht unsere Großeltern dazu gehörten — eine Quelle der Weisheit, ein Prophet und, wie er selbst schließlich glaubte, ein Wundertäter.

Dritter Januar: Felix Dahn gestorben (1912). Das ist — oder war Jahrzehnte lang — eine kindliche, undeutsche Mode: Felix Dahn achselzuckend abzulehnen: „Professor ... Kampf um Rom" ... Und noch zu seinen Lebzeiten brachten Witzblätter gern sein Zerrbild als Teutone mit langem Bart und im Kriegskleid germanischer Ahnen. Nun denn, ich bin anderer Ansicht. Es ist wahr: durch ihn wurden geschichtliche Romane — die übrigens nie ganz ausgestorben waren — große Mode. Billiges, Schiefes, Törichtes, auch gar Spottschlechtes ist entstanden, ist verschlungen worden und verschwunden. Aber Dahns dreibändiger „Kampf um Rom" und mancher seinner kleinen Romane war wahrlich nicht nur der epische Versuch eines Professors, historische Kenntnisse zu einem poetischen Bild der Vorzeit unseres Volkes zu buchhändlerisch-kaufmännischen Zwecken umzuprägen. Der „Kampf um Rom" ist ein starkes und gutes Werk. Heute noch lesenswert und vor allem in die Bibliothek reifer deutscher Jugend zu stellen. Und seine Gedichte — gewiß ohne viel Selbstkritik und manches Überflüssige, Überhebliche, Gelegentliche, aber dazwischen eine ganze Menge schöner, wertvoller deutscher Verse wie die aus dem Jahre 1884: „Dem deutschen Volk hat Gott gegeben — Ein Harfenspiel von reichstem Klang, — Daß Ruh'n und Ringen, Tod und Leben — Uns weihend schmücke der Gesang. — So singe denn, du deutsche Jugend, — Von allem, was das Herz dir schwellt: — Von Frauenschöne, Mannestugend — Von freud'ger Herrlichkeit der Welt: — Ja sing' von allem Hohen, Schönen! — Doch eines Sanges pfleg' zumeist, — Begeisternd, brausend soll er tönen: — Der Sang vom deutschen Heldengeist!" ... Nebenbei: es wäre überhaupt an der Zeit, eine gute Auswahl deutscher Gedichte, die dem heutigen Glauben und Hoffen entsprangen oder entgegenblühten, zusammenzustellen. In ihr dürfte Felix Dahn mit seinen Versen nicht fehlen!

Vierter Januar: Anselm Feuerbach gestorben (1880). Wenn ich mir den Standpunkt gebildeter Deutscher, die nicht in der Philologie stecken blieben, zur Antike und zu Italien klar machen wollte, habe ich immer sofort an Feuerbach gedacht. An seine Iphigenie, Medea und das Gastmahl des Plato — und dann wieder an Franzeska da Rimini und Dantes Spaziergang mit den edlen Frauen von Revenna. Gewiß, Feuerbach hat sein Bestes von den Venezianern gelernt, und Rom ist ihm zweite Heimat und höchste Lehrmeisterin gewesen — aber er blieb in jedem Pinselstrich der deutsche Träumer, der deutsche Durchdringer und Veredler seiner Stoffe aus fremdem Land und fremder Zeit. Und — man nenne mich einen Ketzer — ich habe im Anblick seiner herrlichen Iphigenie, an der seine menschliche Liebe mitgemalt hat, immer den leisen Einwand gespürt: das ist — als Bildnis — unübertroffen, nicht eigentlich die Tochter des Agamemnon, die in der Verbannung das Land der Griechen mit der Seele sucht, nein, das ist die schöne Italienerin im schmerzlichen Gedenken an den in Deutschland weilenden Geliebten, der ihr Freund und der Apostel ihrer Schönheit war. Neben den Bildern aber Feuerbachs Briefwechsel mit seiner Mutter! Es gibt wenig Bücher, die über das Leben einer Künstlerseele und das mütterliche Verständnis für den von Sehnsüchten zerrissenen Sohn tieferen, vornehmeren Aufschluß geben.

Fünfter Januar: Karl Alexander, Großherzog von Weimar, gestorben (1901). Man mag über die Kleinstaaterei in Deutschland so abfällig denken, wie man will — und welcher vernünftige Mensch wäre nicht froh, daß sie für immer aufgegangen ist im Reiche —, der Glanz einzelner kleiner Höfe wird immer herüberleuchten aus der Vergangenheit. Weimar! Das klassische Zeitalter blüht und glüht bei seinem Namen in unserer Erinnerung. Goethe, Schiller, Herder, Wieland — das Tiefurt der Anna Amalia, das gastliche Haus der Johanna Schopenhauer, das Gartenhäuschen an der Ilm... All dessen und seiner großen Erinnerungen Hüter war Großherzog Karl Alexander, der Enkel Karl Augusts, Sohn der klugen Maria Pawlowna, deren Einzug in Weimar Goethe gefeiert hat, Bruder der ersten deutschen Kaiserin, die, wie er, im Schatten der Titanen groß geworden. Von ihm wurde die Wartburg, Luthers Zuflucht und des Sängerkriegs legendärer Schauplatz, wieder hergestellt. Er hat das Goethe-Schiller-Archiv gegründet und zu seiner kleinen Residenz-Kunstschule geniale Meister herangezogen. Was tut's, daß kleine Schrullen und Schwächen des wahrhaft fürstlichen Menschen (wer ihn genau kennen will, lese in den Erinnerungen von Richard Voß über ihn nach) hinüber gehuscht sind in die Figur des „Serenissimus". Größe verträgt die Karikatur. Um die Kleinen müht sich der Stift des Spötters vergebens.

Sechster Januar: Da wird die Wahl schwer, auf wen man den kurzen Gedächtnisblick vor Beginn der Tagesarbeit richten soll. Schill ist geboren (1770), der große preußische Patriot. Heinrich Schliemann ist (1822) geboren, der sich vom kleinen Kommis zum großen Archäologen und Grandseigneur in Athen heraufgearbeitet, Troja ausgegraben und den Schatz der mykänischen Könige ans Licht gebracht hat. Charlotte von Stein ist gestorben, Goethes Freundin, ohne deren Leben und Gestalt vielleicht „Iphigenie" und „Tasso" nie geschrieben worden wären. Genau ein Jahr später — 1828 — ist Hermann Grimm geboren, Sohn Wilhelm Grimms, eines der Göttinger Sieben, der uns mit seinem Bruder Wilhelm zusammen die unsterblichen „Haus-Märchen" geschenkt hat. Vermählt mit einer Tochter der Bettina von Arnim, hat er als Professor der Kunstgeschichte in Berlin neben Romanen, die wohl vergessen sind, das wundervolle große Werk über „Michelangelo" geschrieben und in seinen berühmten Essays deutsche Literatur und Kunst in einer mustergültigen vornehmen Kritik gespiegelt.

Siebenter Januar: Da hätten wir wieder die schwere Wahl zwischen dem Nürnberger Erzbildner deutscher Renaissance Peter Vischer (1529), dem Generalpostmeister von Stephan, der uns die viel nachgeahmte deutsche Reichspost geschaffen und die Anregung zum „Weltpost-Verein" gegeben hat, und dem (1834 geborenen) Philipp Reis, der vor siebzig Jahren den ersten Fernsprecher baute und ihm den Namen „Telephon" gab.

Hab' ich mein Versprechen erfüllt und gezeigt, wie lohnend es für den deutschen Menschen ist, eine Minute am Morgen vor dem Kalender zu stehen? Aus jedem Namen und dem Menschenwerk, das sein Träger geschaffen, steigt die Achtung vor den Leistungen des deutschen Volkes herauf mit dem Dank für längst geschiedene Volksgenossen. Und schöner als mit Achtung und Dank kann eines verständigen Menschen Arbeitstag nicht beginnen.

Der Schuß am Bahnübergang.

Kriminal-Skizze von **Walter Röhr.**

„Alle Wetter auch! Na, es ist ja noch einmal gut gegangen", schimpfte der Reisende, der im Gang des D-Zugwagens am Fenster lehnte und in die schwarze Nacht hinausstarrte, durch die der Zug hindurchraste.

„Was ist denn los?" fragte mit halbem Interesse der Zugführer, der gerade vorüberging.

„Was los ist?" regte sich der Reisende von neuem auf. „Eben an dem Bahnübergang waren die Schranken hoch. Im Scheinwerferlicht eines Autos, das etwa hundert Meter dahinter hielt, habe ich es genau gesehen."

„So?" meinte der Zugführer nur und zog sein Notizbuch hervor. „Haben Sie sich auch bestimmt nicht geirrt?"

„Ausgeschlossen!" Der andere schüttelte entschieden den Kopf.

Die Beobachtung des Reisenden wurde auf der nächsten Station, wo der Schnellzug hielt, vorschriftsmäßig dem Aufsichtsbeamten gemeldet.

Auf dem anderen Geleise stand der beschleunigte Personenzug, der in entgegengesetzter Richtung abfahren wollte. Der Lokomotivführer erhielt den Befehl, den Übergang bei Bahnwärterbude 272, der nach den Angaben des Zugführers vom Schnellzug D 106 ungesichert sein sollte, mit äußerster Vorsicht zu passieren.

Der Personenzug dampfte ab. Mittlerweile war auch festgestellt worden, daß der Bahnwärter in Bude 272 die Durchfahrt des Schnellzuges nicht weitergemeldet hatte, und hinter dem Personenzug ratterte eine Motordraisine her, da man jetzt einen Unfall des Bahnwärters in Rechnung stellen mußte. Die Draisine traf bei der Bude 272 auf den dort haltenden Personenzug.

*

„Ich habe hier das Protokoll, in dem der Lokomotivführer seine Beobachtungen niedergelegt hat", sagte der Kriminalkommissar und nahm ein Blatt Papier zur Hand. „Der Mann sagt folgendes aus: Ich näherte mich befehlsgemäß dem Übergang bei Bude 272 mit stark herabgesetzter Geschwindigkeit. Schon von weitem konnte ich erkennen, daß die Schranken nicht geschlossen waren. Da bemerkte ich, daß von links ein Kraftwagen langsam auf den Übergang rollte und mitten auf den Gleisen stehen blieb. Ich bremste sofort und sah, wie ein Mann aus dem Kraftwagen heraussprang und schnell im Dunkel verschwand. Ich brachte den Zug vor dem Kraftwagen zum Stehen. Da sich in dem Kraftwagen nichts rührte, stieg ich aus und sah nach. Ich fand neben dem Steuerrad einen Mann mittleren Alters in die Ecke gelehnt, der durch einen Schuß in die Schläfe getötet war."

Der Regierungsrat von der Mordkommission nickte. „Jetzt fehlt eigentlich nur noch die Aussage des Bahnwärters."

„Die dürfte morgen früh wohl auch vorliegen, Herr Regierungsrat!"

*

Kalte Umschläge und scharfer Schnaps, den man ihm einflößte, brachten den Bahnwärter, der besinnungslos und geknebelt in der Ecke seiner Bude gelegen hatte, wieder zu Bewußtsein. Seine Schilderung bestätigte nur die Vermutungen, die von der Mordkommission bereits gehegt wurden.

Der Bahnwärter hatte plötzlich in einiger Entfernung einen Schuß fallen hören. Er war vor die Tür getreten und hatte etwa hundert Meter vom Übergang entfernt die Scheinwerfer eines mitten auf der Straße haltenden Automobils gesehen. Wenige Augenblicke später war ein Mann auf die Bude zugelaufen. „Wasser!" hatte er gerufen. „Und Verbandszeug, wenn Sie so etwas dahaben, aber schnell! Ein Unbekannter hat mich eben in meinem Auto angeschossen." Dabei hatte er auf ein blutiges Tuch gezeigt, das um die rechte Hand gewickelt war. Und als der Bahnwärter sich umdrehte, um dem Mann zu helfen und ihm das Gewünschte herbeizuholen, verspürte er einen furchtbaren Schlag auf dem Kopf und verlor das Bewußtsein.

Der Bahnwärter meinte, daß dieser Mann wohl der Mörder gewesen sein müsse.

*

Die Polizeistreifen, die noch in derselben Nacht zur Suche nach dem Mörder eingesetzt waren, hatten auf der Landstraße hinter dem nächsten Dorf eine verdächtige Person gestellt, die über den Zweck dieser Nachtwanderung nichts Glaubwürdiges anzugeben wußte.

Der Verhaftete, bei dem man einen größeren Geldbetrag fand, wurde in die Stadt eingeliefert. Man sagte ihm auf den Kopf zu, der Mörder zu sein. Nach kurzem Leugnen legte er ein Geständnis ab.

Er hatte sich seinen Plan lange genug überlegt. Er wollte vor diesem Bahnübergang, der ihm für das Verbrechen besonders günstig erschien, ein Automobil anhalten, den oder die Insassen erschießen und ausrauben. Wenn dann der Bahnwärter auch unschädlich gemacht war, sollte das Auto vor den nächsten Zug gerollt werden. Der Eisenbahnzug, der den Wagen dann überfuhr und zertrümmerte, sollte dem Mörder helfen, die Spuren der Tat zu verwischen.

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(25. Fortsetzung.) ———

Von hier ab bestehen nun zwei gänzlich verschiedene Lesarten über den weiteren Verlauf mit dem Christup.

Nämlich es gibt eine Version, die da nun wissen will, der Peleikis wäre eines Tages mit irgendeiner Arbeit, die er erhalten hätte, nach einem der amerikanischen Südstaaten gegangen. Das kann sein, kann auch nicht sein. Es scheint nach allem, was wir von dem Manne gehört haben, die andre zutreffender zu sein. Daß er in Newyork am Hafen blieb. Daß er am Ende dort wieder die Begegnung mit einer Frau hatte. Vor allem, wenn diese Lesart später von den Niddenern erfunden sein sollte, scheint sie hübscher zu sein, wegen des Wimpels, der in ihr eine Rolle spielt.

Der Christup war zäh. Er nahm aufs neue wieder seine Wanderungen zu den Schiffen auf, um nach einer Überfahrt nachzufragen. Ohne Erfolg. Er fand auch wieder ein bißchen Arbeit, dreckige Arbeit, mit der er sein Leben weiterzufristen vermochte. Eines Abends nun, übermüdet und doch von helleren Gefühlen und Gedanken erfüllt, es war ihm grad wieder geglückt, Arbeit zu bekommen, saß er am Hafen. Seine Gedanken gingen in die Heimat zurück. Dabei, in diesen Gedanken schnippelte er so mit seinem Taschenmesser an einem Brettchen herum, das er da vor sich aufgenommen. Plötzlich sah er auf: was habe ich da eigentlich geschnitzt? Er drehte das Schnitzwerk hin und her. Es war ein Kreuz geworden, ein Kreuz, was für ein Kreuz . . .? Es war das Kreuz geworden, das der Dow seinem Vater in den Wimpel geschnitzt hatte.

Christup war bewegt. Er betrachtete mit dem frommen Aberglauben des Nehrungsbewohners das, was da eben geworden war, als einen Gruß aus der Heimat. Als einen Hinweis, als einen Weg, auf dem er zum Glück, zur Fahrt in die Heimat gelangen sollte.

Er entsann sich, am Hafen viele Geschäfte mit allerlei Raritäten aus aller Welt gesehen zu haben. Volkstümliches, Exotisches . . . Speere von Wilden und Schwerter von Schwertfischen, und Stickereien aus dem Orient und kleine Modellschiffe. Vielleicht, so sagte er sich, kann ich für ein solches Geschäft kurische Wimpel schnitzen. Vielleicht wird man sie kaufen, er war fest davon überzeugt, daß man sie kaufen würde. Denn das, was soeben gewesen war, das, was sein Taschenmesser geführt hatte, war ein deutlicher Gruß, war wie eine Aufforderung aus der Heimat gewesen. Das mußte ihm auf jeden Fall Glück bringen.

Er verlor in diesen Tagen wieder seine Arbeit. Es machte ihm nichts. Er glaubte fest an den Wimpel, der da unter seinen Händen entstand. Er schnitzte und schnitzte. Er schnitzte den Wimpel ganz so, wie der war, der am Mast seines Bootes stand, wie der war, den ihm der Dow damals zu seinem Geburtstag geschenkt hatte. Kehr wieder! stand in dem Wimpel.

Er schnitzte und schnitzte, und in kurzer Zeit hatte er ihn vollendet. Für den Rest seines Geldes kaufte er sich ein paar Farben und ein paar Fetzen von buntem Stoff für die Flagge. Dann zog er aus mit dem Talisman, damit er ihm Glück bringen sollte.

Er wollte den Wimpel verkaufen. Das gelang ihm nicht. Aber trotzdem sollte sein Glauben recht behalten, der Wimpel brachte ihm Glück, wenn auch auf eine ganz andere Art.

Also einen Tag lang zog er da am Hafen und in der Stadt von Geschäft zu Geschäft. Man wies ihn kurzerhand auf die Straße. Man lachte ihn aus.

So, ganz zerbrochen, war er abends wieder an den Hafen zurückgekommen. Also auch nichts mit dem Wimpel. Auch diese Hoffnung verlöschte. Da fiel ihm ein, daß er am Morgen noch ein Geschäft hier gleich am Hafen übergangen hatte, weil es ihm zu klein erschienen war, weil er erst bei größeren den Versuch machen wollte. Ganz mechanisch, um alles getan zu haben, ging er nach dem Geschäft. Er trat ein. Er bot den Wimpel an. Ein Verkäufer wies ihn aus dem Laden, denn der Christup wird damals ohne Zweifel schon keinen sehr vertrauenswürdigen Eindruck gemacht haben. Aber irgendwie mußte er wohl auch das Mitleid der jungen Verkäuferin erregt haben, denn die trat plötzlich vor und drückte dem Christup, als er noch in der Türe des Ladens war, ein Geldstück in die Hand.

Christup ging.

Wer den Stolz dieses Fischers Christup Peleikis kennt, der ja eigentlich nie ein richtiger Fischer gewesen war, sondern, wie er oft selbst gesagt hat: ein Oberbootsmannsmaat, zum Fischen abkommandiert, der kann sich vielleicht selbst ausrechnen, wie das . . . diese Gabe auf Christup gewirkt haben muß.

Ganz gebrochen ging er draußen auf der Straße weiter, also auch hier hatte man ihn mit dem Wimpel abgewiesen. Da fühlte er einen Druck in der Hand. Er öffnete die Hand . . . ein Geldstück lag darin. Er besann sich langsam und schwer zurück, was gewesen war . . . Er war zur Türe gegangen . . . Da war das Mädchen gekommen . . . ja, man hatte ihn für einen Bettler gehalten und ihm das Geld in die Hand gedrückt.

Es muß auf den stolzen Christup gewirkt haben, als hätte er eins mit dem Großbaum beim Überstaggehen vor den Kopf bekommen. Für einen Bettler hatten sie ihn gehalten, ihn . . . für einen Bettler.

Aber was nun geschah, war wieder . . . ganz herrlich von dem Christup. Da war er ganz der Vater des herrlichen Jungen . . . Mit einem Ruck straffte er sich. Alle Müdigkeit und Verzweiflung war vergessen. Er ging mit starken Schritten den Weg zum Geschäft zurück. Er öffnete den Laden. „Ist der Kerl schon wieder da . . .?!“ Der Verkäufer schoß auf ihn zu. Mit einer Bewegung seiner mächtigen Tatze wischte der Christup ihn fort und beiseite. Er trat zum Ladentisch, hinter dem mit großen Augen das Mädchen stand. Er legte ihr lächelnd das Geld wieder hin. Dann wandte er sich zum Gehen. Er war schon an der Türe, da kehrte er sich noch einmal zurück. Er ein Bettler? Er war ja sogar noch so reich, daß er schenken konnte. Er ging wieder zum Ladentisch, legte vor das Mädchen den Wimpel hin . . . dann erst ging er.

Aber „Holt!“ rief der Kaufmann, der Inhaber des Geschäftes, ein Herr Wessem. Er hatte beide Szenen gesehen. Nun wollte er mit dem Manne sprechen. Herr Wessem war ein kleiner, eingewanderter Jude. Geschäftstüchtig, aber nicht ohne Herz. Es zeigte sich bald, wie er beides zu verbinden gedachte.

Er sprach lange mit dem Christup in seinem kleinen Privatkontor, das mit allerlei Raritäten, die im Laden nicht Platz hatten, mit Totems und den Tanzkleidern der Südseeinsulaner, erfüllt war. Einmal öffnete er die Türe zum Laden und befahl, man sollte dem Manne, der bei ihm wäre, Essen bringen. Dann verging wieder eine Weile. Dann kam Herr Wessem mit dem Christup in den Laden und verkündete: „Hier, Herr Peleikis, ist der neue Türsteher. Ab morgen wird er seinen Dienst antreten.“

(Fortsetzung folgt.)



Lustige Ecke



Berufseignung.

„Sieh mal, da steht ein Mann auf der Galerie und klatscht dauernd in die Hände.“

„Den hat der Direktor engagiert. Er war früher Wächter in einer Moschee und hat von den Minaretts aus die Gläubigen zusammengeklatscht.

Klarheit.

Die Freundin des Boxers trat vor dem Kampf mit fertigen Dispositionen vor den Manager.

„Wenn er siegt, geben Sie ihm diese Vergißmeinnicht, wenn er verliert, jene Veilchen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.